

EMSEINBLICK

1/2025

SCHWERPUNKT-THEMA

**Zwischen den Welten.
Heimat und Fremde.**

JESUS AUF DER PARKBANK

Obdachlosigkeit in Indien

DAZU BERUFEN, GRENZEN ZU ÜBERWINDEN

Interview mit Dr. Stephen Lakkis

MITGEFÜHL UND MENSCHLICHKEIT

Gesundheitsarbeit in Ghana und Südafrika



Evangelische Mission
in Solidarität



ZWISCHEN DEN WELTEN

Wenn wir „Heimat“ hören, dann denken wir zumeist an den Ort, an dem wir aufgewachsen sind oder an dem wir leben und an die Menschen, bei denen wir uns geborgen fühlen. Auch wer wir sind, leiten wir meistens aus unserer Herkunft ab, oft auch in Abgrenzung zu anderen. In der Schule, die ich besucht habe, war wichtig, aus welchem Dorf man kommt – in Unterscheidung zu den Nachbardörfern, zu denen das Verhältnis nicht immer freundschaftlich war.

Heimat ist, „was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“, schreibt der Philosoph Ernst Bloch. Das dreht die Richtung unseres Heimatverständnisses um. Nicht, wo wir herkommen, bestimmt unsere Identität, sondern wo wir hingehen wollen. Dieses Verständnis von Heimat ist sehr biblisch: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“, steht im Hebräerbrief. (Hebr 13,14) Nicht, was wir jetzt sind, macht uns aus, sondern was wir einmal sein werden. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, Euch die Stätte zu bereiten“, hat Jesus gesagt. (Joh 14,2) Das ist unsere eigentliche Heimat: Wir werden einmal Bürgerinnen und Bürger im Reich Gottes sein, und das bestimmt schon jetzt, wer wir sind und zu wem wir gehören. Da gibt es dann keine „Fremden“ mehr, sondern nur noch die Zusammengehörigkeit in Jesus Christus.

In einer Welt, in der oft nicht mehr klar ist, auf was oder wen wir uns noch verlassen können, geht das Gefühl von Heimat schnell verloren. Gut, zu wissen, dass wir schon jetzt, in dieser Welt, auf unsere eigentliche Heimat vertrauen können. Was auch immer kommt, wir gehören zum Reich Gottes. Das ist Heimat.

Mit herzlichen Grüßen

Pfarrer Dr. Dieter Heidtmann
Generalsekretär



Gemeinsam für die Bewahrung
der Schöpfung.
Wir sind EMAS^{plus} zertifiziert.

Titel: Obdachloser auf der
Straße in Chennai, Südindien.

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS)

Die 25 Mitgliedskirchen und fünf Missionsgesellschaften der EMS bilden eine gleichberechtigte internationale Gemeinschaft. Gemeinsam verbinden sie etwa 25 Millionen Gläubige in Afrika, Asien, dem Nahen Osten und Europa.

Spendenkonto: Evangelische Mission in Solidarität (EMS)

Evangelische Bank eG IBAN DE85 5206 0410 0000 0001 24 BIC GENODEF1EK1

Online spenden unter: ems-online.org/unterstuetzen

ems-online.org

facebook.com/missioninsolidarity



Achtlos vorübergehende Passanten: Armut und Obdachlosigkeit machen unsichtbar.

SCHWERPUNKT-THEMA

ZWISCHEN DEN WELTEN. HEIMAT UND FREMDE.

Wo finden wir inmitten der geopolitischen Umbrüche unserer Zeit ein Zuhause? Was gibt uns Halt und Sicherheit in der Welt? In dieser Ausgabe kommen Menschen zu Wort, die erzählen, was Heimat, aber auch Fremdsein, für sie ganz persönlich bedeutet.

JESUS AUF DER PARKBANK

Obdachlosigkeit in Indien.

Seite 4-8

GEHEN, UM AM LEBEN ZU BLEIBEN

Die Waldenser in Deutschland.

Seite 9

DAZU BERUFEN, GRENZEN ZU ÜBERWINDEN

Interview mit Dr. Stephen Lakkis.

Seite 10-12

HEIMAT OHNE BESITZ

Gedanken über ein zwiespältiges Gefühl.

Seite 12-13

NUR EIN PAAR FEHLENDE SCHRAUBEN

Heimat Erde: Öko-theologischer Impuls aus Indien.

Seite 14

STARKE NETZWERKE

Instagram, Emso, Frauennetzwerk und Quifd-Siegel.

Seite 15-16

MITGEFÜHL UND MENSCHLICHKEIT

Gesundheitsarbeit in Ghana und Südafrika.

Seite 17-19

EMS AKTUELL

Projektarbeit und das neue Präsidium.

Seite 20-21

AUS DEN VEREINEN

Neues von BMDZ, DOAM und EVS.

Seite 22-23

AUSBLICK

Indisches Lied: „Der heimatlose Jesus“.

Seite 24

„Die Füchse haben Gruben
und die Vögel unter dem Himmel haben Nester;
aber der Menschensohn hat nichts,
wo er sein Haupt hinlege.“

Lukas 9,58



JESUS AUF DER PARKBANK

OBDACHLOSIGKEIT IN INDIEN

„Wohin sollen wir gehen?“ Das war mehr als nur eine Frage. Es war eine lähmende Angst, die die Familie überfiel, die gerade ihren Vater, ihren Ernährer verloren hatte. Er war mit gerade einmal 58 Jahren gestorben, besiegt von der Übermacht der Armut.

Da ihm die wenigen hundert Rupien fehlten, um den Arzt bezahlen zu können, entschied sich der Mann gegen eine Behandlung seiner Krankheit. Er war er bereit, diesen Weg zu gehen, um die Zukunft seiner Familie nicht zu gefährden. Dennoch wagten es seine Kinder, ihn in das „teure“ Krankenhaus zu bringen: Ohne Geld. Und ohne jede Unterstützung von Verwandten. Nur im Glauben an Gott. Doch schließlich waren die Kinder gezwungen, aufzugeben und ihren Vater zum Sterben nach Hause zu holen.

Als gläubiger Christ war der Vater 40 Jahre lang Hausmeister bei einer Kirchengemeinde gewesen und hatte damit sein Brot verdient. Trotzdem wurde die Familie nur drei Tage nach

seinem Tod von der Kirche aufgefordert, die Hausmeisterwohnung auf dem Kirchengelände umgehend zu verlassen. Die Tür zu ihrem bisherigen Zuhause wurde ihnen buchstäblich vor der Nase zugeschlagen. Und nun weinten die drei jungen Mädchen, ihr Bruder und die verzweifelte Mutter. Sie fragten Gott: „Wohin sollen wir gehen?“

Die Tür zu ihrem bisherigen Zuhause wurde ihnen buchstäblich vor der Nase zugeschlagen.

Das Gefühl, plötzlich obdachlos zu sein, auf der Straße zu landen, kein Geld zu haben, niemanden, den man umarmen,



Etwa 18 Millionen indische Kinder leben auf der Straße.



„Homeless Jesus“-Skulptur in Chennai, Südindien.

und keinen Ort, an den man gehen kann, lässt sich mit nichts anderem vergleichen. Es geht mit grundlegenden existenziellen Fragen einher: nach der nächsten Mahlzeit, nach Sicherheit, Gesundheit, sozialer Identität und Zugehörigkeit.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, war mein eigener Vater. Und diese Erfahrung, die ich als junges Mädchen gemacht habe, hat mich nicht nur mit der unbarmherzigen Realität der Obdachlosigkeit konfrontiert, sondern auch schon früh für Fragen der sozialen Gerechtigkeit sensibilisiert. Mehr noch: Durch meine eigenen Lebenserfahrungen gelangte ich zu einem tieferen Verständnis für das Leben Jesu. Der Evangelist Lukas berichtet, dass Jesus seine soziale Lage als

„Obdachlosigkeit“ (Lukas 9,58; vgl. Matthäus 8,20) bezeichnete. Das hat meine Aufmerksamkeit geweckt – auch für die Notwendigkeit, diesen häufig romantisierten Aspekt der Theologie zu problematisieren.

DER OBDACHLOSE JESUS

Die international bekannte Bronzeskulptur „Homeless Jesus“ (franz.: „Jésus le sans-abri“) wurde von dem kanadischen Bildhauer Timothy P. Schmalz geschaffen. Sie zeigt Jesus als Obdachlosen, erkennbar an den Wunden an seinen Füßen, eingewickelt in eine Decke und auf einer Parkbank liegend. Das Werk ist mehr als zwei Meter lang, und auf der bronzenen Bank ist auch noch Platz zum Sitzen für eine Person. Schmalz schuf das Original 2012/13, inzwischen gibt es davon weltweit über 100 Abgüsse, unter anderem in Kapernaum, im Vatikan, in New York und eben auch in Chennai, Südindien, vor der Kapelle, die dem Apostel Thomas gewidmet ist, der dort erschlagen wurde.

Die sozioökonomische Realität, auf die der „Homeless Jesus“ Bezug nimmt, wird oft nicht wahrgenommen.

Viele Menschen nähern sich der Skulptur, wie es in der christlichen Frömmigkeitstradition bei Jesusdarstellungen allgemein üblich ist: Man berührt ihre Füße, küsst sie, hält vor ihr Andacht oder betet. Die sozioökonomische Realität, auf die der „Homeless Jesus“ Bezug nimmt, wird dabei oft nicht wahrgenommen. Entscheidend ist aber nicht die Skulptur als Objekt frommer Kontemplation, sondern die dahinterstehende Wirklichkeit. In Lukas 9,58 spricht Jesus über Heimat- und Obdachlosigkeit als einer Realität seines eigenen Lebens: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.“ Oft höre ich Predigten, die diesen Vers romantisieren, indem sie die Obdachlosigkeit Jesu entweder heilsgeschichtlich als Teil von Gottes Plan interpretieren oder als Zeichen seiner tiefen Spiritualität vergeistigen. Doch wie auch immer man diese Bibelstelle theologisch deutet: Es wäre gefährlich und menschenverachtend, sie als Glaubensforderung an marginalisierte Gruppen wie Frauen, Witwen, indigene Völker, Arme und Dalit zu verstehen.



An den Rand gedrängt: Müllsammler in Chennai, Südindien.

Es geht Jesus hier um etwas ganz anderes. Mit seiner selbst gewählten Obdachlosigkeit stellt er sich auf die Seite derer, die von der bestehenden sozioökonomischen Weltordnung missachtet werden. Das ist vor allem eine Anklage gegen eine Welt, die den Armen und Unterdrückten keine Heimat bietet. Kein Dach über dem Kopf zu haben, ist in der Tat eine Verweigerung des Grundrechts auf Wohnraum, auf Ruhe und Schutz für Leib und Seele. Das ist nichts, was man spiritualisieren oder theologisieren könnte, sondern eine Frage der Gerechtigkeit des Reiches Gottes, die Jesus hier mit lauter Stimme stellt.

EINE FRAGE DER GERECHTIGKEIT

Dem Beispiel Jesu folgend haben sich christliche Gemeinschaften schon immer in Wohltätigkeit geübt. Allerdings scheint dabei der Aspekt der Gerechtigkeit oft vernachlässigt zu werden. Als Christen sollte es uns aber nicht nur um die kurzfristige Linderung von materieller oder seelischer Not gehen, sondern vor allem auch darum, die soziale Realität von Obdachlosigkeit und Armut zu hinterfragen: Warum werden Menschen obdachlos? Wer hat ein Interesse daran? Wie

können es Betroffene schaffen, diesen Zustand dauerhaft zu überwinden? In unserer Welt wird der Wert eines Menschen allzu oft an seinem wirtschaftlichen Erfolg und seinen sozialen Beziehungen gemessen. Ganz unten in dieser Hierarchie zu stehen, hat gravierende Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl und die Selbstwahrnehmung: Es raubt den Betroffenen jegliche Perspektive, lässt sie resignieren und drängt sie in eine Opferrolle. Jede Auseinandersetzung mit Obdachlosigkeit ist daher stets verbunden mit der Frage nach sozialer Verantwortung und den herrschenden Machtdynamiken.

Warum werden Menschen obdachlos?

Wer hat ein Interesse daran?

Wo immer wir Obdachlose in unserer Gesellschaft finden, handelt es sich um Menschen, deren Ökonomie ihrer Arbeit, ihres Körpers, ihrer Energie, ihrer Kreativität, ihres Geschlechts, ihres Glaubens, ihrer Träume, ihres Wissens, ihrer Rechte und ihres Eigentums von den bestehenden ausbeuterischen Ordnungen gestohlen oder missbraucht worden



Jesus stellt sich auf die Seite der Benachteiligten und Ausgegrenzten.

ist. So wird die Frage der Gerechtigkeit zum Maßstab für das Verständnis aller Aspekte der Obdachlosigkeit unserer Zeit – und sogar für das Verständnis des Reiches Gottes.

Dies erfordert, dass jede Gesellschaft, die sich um Obdachlose kümmert, einen Wechsel von einem rein karitativen Verständnis der Nächstenliebe – wie der Bereitstellung von Lebensmitteln, Decken und etwas Geld – zu einer sozialen Neugestaltung anstrebt, die durch sozioökonomische Gerechtigkeit gekennzeichnet ist. In der Tat muss die Frage der Obdachlosigkeit grundlegend neu gestellt werden. Nicht mehr „Wohin soll ich gehen?“, sondern: „Wer hat meine Ressourcen und meine Arbeitskraft gestohlen?“

Prof. Dr. Vethakani Vedhanayagam aus der Kirche von Südindien (CSI) ist die stellvertretende theologische Beraterin der EMS.

OBDACHLOSIGKEIT IN INDIEN

Indien ist heute die fünftgrößte Volkswirtschaft der Welt. Zugleich sind Millionen von Inder*innen von extremer Armut betroffen. Die Kluft zwischen Arm und Reich wird immer größer. Durch die Corona-Pandemie und ihre Folgen haben sich die Fortschritte in der Armutsbekämpfung verlangsamt.

Mit rund 1,4 Milliarden Einwohner*innen ist Indien nicht nur das bevölkerungsreichste Land der Erde, sondern hat auch die höchste Zahl an Obdachlosen weltweit. Etwa 18 Millionen davon sind Kinder. Die Betroffenen sind meist mehrfach marginalisiert: Wegen ihrer Obdachlosigkeit und oft auch wegen ihrer niedrigen oder fehlenden Kastenzugehörigkeit werden sie von der Gesellschaft kaum wahrgenommen und missachtet. Schätzungen zufolge leidet ein Viertel aller Obdachlosen in Indien an psychischen Erkrankungen.

Obdachlosigkeit ist zum Teil eine direkte Folge der Abwanderung von Familien vom Land in die Großstädte. Weitere Ursachen sind Alter, Krankheit und Behinderung, Mangel an bezahlbarem Wohnraum und Arbeitslosigkeit. Mädchen und unverheiratete oder verwitwete Frauen sind in der männlich dominierten indischen Gesellschaft besonders gefährdet, obdachlos zu werden.

Um Mädchen und Jungen vor Obdachlosigkeit zu schützen, unterstützt die EMS mehrere Kinderheime der Kirche von Südindien (CSI). Manche der dort untergebrachten Kinder sind Waisen, andere stammen aus zerrütteten Familienverhältnissen. In den Einrichtungen der CSI finden sie ein Zuhause auf Zeit, erhalten Schulbildung, medizinische Versorgung sowie psychologische Betreuung. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf der Förderung von Mädchen.

GEHEN, UM AM LEBEN ZU BLEIBEN

DIE WALDENSER IN DEUTSCHLAND

Immer wieder gibt es Situationen, in denen Menschen ihre alte Heimat verlassen und eine neue gefunden haben. Die Gründe dafür sind vielfältig. Für eine verfolgte protestantische Minderheit in Italien, die Waldenser, war es die Tatsache, dass sie in ihren piemontesischen Bergdörfern nicht mehr sicher und in Frieden leben konnten. Die Machthaber stellten sie vor die Wahl, entweder ihren Glauben aufzugeben, zu sterben oder ins Exil zu gehen.

1699 beschloss eine Gruppe Waldenser, nach Norden aufzubrechen. Um evangelisch und am Leben zu bleiben, siedelten sie sich im Herzogtum Württemberg an, gründeten Orte wie Kleinvillars, Großvillars, Perouse, Pinache, Palmbach (heute badisch) oder Nordhausen und fanden eine neue Heimat. Zuerst blieben sie als Glaubensgemeinschaft getrennt von den württembergischen und badischen Landeskirchen, doch dann wurden sie Teil von ihnen. Integration und Inklusion geschah. Heute sind die Gemeinden stolz auf ihre ganz besondere Vergangenheit und es ist ihnen wichtig, an ihre Herkunft zu erinnern. Darum gibt es auch die Deutsche Waldenservereinigung und ein wunderschönes Waldensermuseum in Ötisheim-Schönenberg – in dem Haus, das Henri Arnaud, dem Anführer der ersten Waldenser, als Pfarrhaus diente.

Bei mir persönlich gab es andere Gründe, meine alte Heimat zu verlassen, nachdem ich in Karlsruhe aufgewachsen war und evangelische Theologie studiert hatte. Ich wollte gerne – auch weil ich inzwischen mit einem italienischen Waldenser verheiratet war – Dienstjahre in der Waldenserkirche verbringen. Weil ich ihre Herausforderungen als kleine, aber gesellschaftlich relevante Kirche spannend fand, weil ich sie, mit dem was ich gelernt hatte, gerne unterstützen wollte. So lebte ich zusammen mit meinem Mann, und dann auch mit unseren zwei Söhnen, insgesamt mehr als 20 Jahre in Italien und arbeitete dort als Pfarrerin in unterschiedlichen Gemeinden. Und habe mich sehr gefreut, jedes Jahr auf der Synode in Torre Pellice zu erfahren, dass die Waldenserkirche (die über Jahrhunderte hinweg immer sehr knapp an

finanziellen Mitteln war) durch die italienische Kultursteuer „Otto per mille“ (dt.: „8 Promille“) in der Lage war, andere Organisationen bei ihren sozialen, kulturellen und ökologischen Projekteinsätzen finanziell zu unterstützen. Denn die Waldenserkirche hatte von Anfang an beschlossen, das Geld der Steuer nicht für kirchliche Zwecke, sondern nur für Soziales und Kulturelles, auch außerhalb der eigenen Kirche, einzusetzen.

Heute fließen 50 Prozent dieser Gelder in internationale Projekte. Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) konnte schon vor mehr als zehn Jahren mit der Kirchenleitung der Waldenser vereinbaren, dass einige ihrer Projekte, z.B. in Indonesien, Indien, Südafrika und Ghana, mit ca. 300.000 Euro pro Jahr bezuschusst werden. Zu dieser Vereinbarung kam es, weil die Waldenser über die badische und die württembergische Landeskirche auf der Suche nach einer Organisation waren, die sich bei Projekten in Übersee engagierte und auskannte, die auch eine Kontrolle und Evaluierung garantieren konnte. So trägt die EMS heute mit Unterstützung der Waldenser dazu bei, dass weniger Menschen ihre Heimat verlassen müssen, auch wenn sie eigentlich bleiben wollen, z.B. durch Projekte, die Konfliktlösung und Dialog stärken.

Dorothee Mack



Das Waldensermuseum in Ötisheim-Schönenberg.

DAZU BERUFEN, GRENZEN ZU ÜBERWINDEN

INTERVIEW MIT DR. STEPHEN LAKKIS

Dr. Stephen Lakkis ist seit September 2022 Pfarrer an der Christuskirche in Pforzheim (Evangelische Landeskirche in Baden). Zuvor war er viele Jahre als Theologieprofessor an verschiedenen Institutionen mit dem Schwerpunkt Öffentliche Theologie tätig. Er arbeitete mit NGOs, Universitäten, kirchlichen Gruppen, Museen und Ministerien (u.a. Auswärtiges Amt) als Berater zu sozialen Themen wie wirtschaftliche Gerechtigkeit, Menschenrechte, Demokratisierung, Umweltpolitik und Friedensförderung.

Pfarrer Lakkis, was verbinden Sie mit Begriffen wie Heimat oder Zuhause? Wo fühlen Sie sich zuhause?

Als Ausländer werde ich oft gefragt, woher ich komme. Das ist gar nicht so einfach zu beantworten. Meine Familie stammt aus dem Libanon, aber während des Kriegs konnten wir nach Australien fliehen. Ich fühle mich dem Libanon immer noch verbunden, aber er war nie meine Heimat. Ich bin in Australien aufgewachsen, aber dort durfte ich mich als Migrant auch nie zuhause fühlen. Australien ringt bis heute mit Rassismus, und uns wurde immer klar gemacht, dass wir dort nicht erwünscht waren. So haben meine Frau und ich Australien verlassen und sind in den letzten 30 Jahren durch viele Länder gereist, zuletzt nach Taiwan, wo ich Gemeindepfarrer an einer großen Stadtkirche in Taipeh war. Zuhause fühle ich mich vor allem bei meiner Frau. Wenn wir zusammen sind, kann ich überall glücklich sein.

Wie haben Sie diese Erfahrungen geprägt, sowohl persönlich als auch beruflich?

Es ist schmerzhaft, keinen eigenen Ort zu haben. Aber es ist auch befreiend. Deutschland lernt noch, pluralistische Gesellschaften aufzubauen und damit umzugehen. In dieser vorpluralistischen Phase spielen Etikettierungen und Milieutheorie hier eine große Rolle: Man will wissen, in welche Schublade man den anderen stecken kann, oft

ohne Verständnis für die Vielfalt der Identitäten. Gerade Migrant*innen existieren gleichzeitig in verschiedenen Gruppen. Ich gehöre gleichzeitig zu den Professoren und den Flüchtlingen, bin nun unierter Pfarrer, war aber ein Leben lang ökumenisch unterwegs, wechsele zwischen vier Sprachen und finde an fast jedem Tisch einen Platz. Heute sprechen wir von kulturellem Codeswitching, vom Springen zwischen verschiedenen Kreisen. Paulus würde schlicht sagen: Ich bin allen alles geworden.

Aktuell nehmen Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit weltweit zu. Was hat der christliche Glaube einer Politik des „Wir gegen die Anderen“ entgegenzusetzen?

Im Religionsunterricht musste ich einmal mit den Schülern eine Einheit bearbeiten: Muslime unter uns. Es war schockierend, diese Denkweise in den Lernmaterialien zu finden. Minderheiten sind nicht *unter uns*, sie sind *Wir!* Nur gemeinsam bilden wir diese Gesellschaft. Ein einheitliches *Wir* oder eine „reine“ Gesellschaft gab es nie. Ein solches Denken führt zu Hass auf andere und zum Wunsch nach ethnischer Säuberung: sprich Remigration. *Alle* Menschen bilden das *Wir*. Wir werden Feindschaft nie überwinden, wenn wir das nicht lernen.

Das gilt auch für unsere Welt. Nationen sind eine neue Erfindung, die Menschen künstlich trennt. Nationalismus



sagt: Mit den Menschen auf dieser Seite der Grenze bin ich verbunden, mit denen auf der anderen Seite nicht; für diese Gruppe bin ich verantwortlich, für die anderen nicht. Der christliche Glaube aber betont, dass wir mit allen Menschen verbunden und für alle Menschen verantwortlich sind. Gott ist der Vater aller und Christus ist für alle gestorben. Deshalb ist der christliche Glaube universal, er verbindet Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturen der Welt. Nationalismus behauptet, dass unterschiedliche Menschen nicht zusammenleben können. Aber in der Kirche zeigen wir, dass das doch geht.

„Nationalismus behauptet zu Unrecht, nationale Grenzen können unsere ethische Verantwortung gegenüber allen Mitmenschen begrenzen.“

Daher sind wir Christen auch dazu berufen, Grenzen zu überwinden. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter wurde der

Überfallene nackt liegen gelassen. Ohne Kleidung sind alle Merkmale seiner Identität weg – man weiß nicht, welcher ethnischen, religiösen oder sozialen Gruppe er angehört. Er existiert nur als Mensch in Not, und nur der Samariter nimmt ihn als solchen wahr. Aber Nationalismus behauptet zu Unrecht, nationale Grenzen können unsere ethische Verantwortung gegenüber allen Mitmenschen begrenzen.

Bei der EMS-Vollversammlung 2024 in Freiburg haben Sie über das Thema „Öffentliche Theologie“ referiert. Gehört das Eintreten für „Fremdlinge“ zur Öffentlichen Theologie?

Im Unterschied zu anderen Religionen, die sich auf innere religiöse Erfahrungen konzentrieren, ist der christliche Glaube ein *nach außen* gerichteter Glaube. Wie Jesus betont: Die Liebe zu unseren Nächsten *definiert* uns als Christen. Und wie der barmherzige Samariter zeigt, müssen auch Fremde Gegenstand unserer Nächstenliebe sein. Ohne künstlich geschaffenen Grenzen hat der Begriff *Fremder* sowieso wenig

Sinn. Daher betont die Bibel ständig die besondere Forderung Gottes, den Fremden zu schützen. Christus bringt es auf den Punkt: Wer den Fremden nicht aufnimmt, der nimmt Gott nicht auf.

Wie kann die Kirche denen ein sicheres Zuhause geben, die kein Zuhause haben?

Vor allem, müssen wir aufhören, die Heimat anderer zu zerstören, was sie zwingt, ihre Heimat zu verlassen. Die Menschen, die zu uns kommen, brauchen auch die Freiheit, bei uns eine neue Heimat zu finden. Manche sagen, Ausländer seien faul, dabei ist es aber eine *politische* Entscheidung, sie nicht arbeiten zu lassen. Und wenn die Ausländerbehörden Termine verweigern und sich sechs bis zwölf Monate Zeit lassen, um Unterlagen zu bearbeiten, wird das Leben hier unmöglich gemacht. Wir müssen aber natürlich auch für die Einheimischen in Not kämpfen, die oft von ihrem eigenen Land ignoriert werden. In diesen Bereichen soll die Kirche ihren Einfluss für soziale Veränderung einsetzen.

Nicht zuletzt kann die Kirche auch aktiv handeln, nicht nur

durch die Diakonie, sondern zum Beispiel auch mit Kirchenasyl, wie meine Gemeinde das tut. Niemand behauptet, dass der deutsche Staat fehlerfrei handelt. Kirchenasyl ist daher ein Dienst am Staat. Wo Menschenrechte oder gar das Leben von Menschen bedroht sind, gewährt die Kirche Asyl, um großen Schaden an Menschen und dem Ansehen des Staates abzuwenden.

Was kann eine Organisation wie die EMS dazu beitragen?

Viele Kirchen in der Welt haben oft mehr Erfahrung mit diesen Problemen als wir. Durch unsere Partnerschaften können wir also voneinander lernen. Wichtig ist: Veränderungen schaffen wir nicht allein. Die ökumenische Kirche Jesu Christi existiert ganz bewusst als strukturierte Solidarität, solidarisch mit Gemeindegliedern in Kirchen vor Ort und weltweit. Nur gemeinsam können wir das Leben für alle verbessern, bis diese Welt endlich ein Zuhause für alle Menschen wird.

Interview: Stefan Schaal

HEIMAT OHNE BESITZ

GEDANKEN ÜBER EIN ZWIESPÄLTIGES GEFÜHL

Als Armenierin, geboren in Aleppo, Syrien, deren Großeltern aus ihrer Heimat vertrieben worden waren und deren Verwandtschaft größtenteils in die USA ausgewandert war, begleiteten mich seit meiner Kindheit zwei verschiedene Gefühle.

Einerseits liebte ich den Ort, an dem ich lebte: Aleppo mit seinen freundlichen Menschen, der Nachbarschaft, den kleinen Läden, den Straßen, die selbst spät abends noch voller Menschen waren, und dem öffentlichen Park mit seinen Springbrunnen und Teichen, der mir jedes Mal Beschaulichkeit schenkte. Andererseits war ich wie eine Fremde unterwegs, als hätte man selbst gehen und alles zurücklassen müssen. Etwas an diesem zwiespältigen Gefühl ist jedoch

wahr. Denn der Mensch nähert sich sich selbst am ursprünglichsten und authentischsten, wenn er loslassen kann, sodass in der Bereitschaft, Dinge aufzugeben, das menschliche Potenzial, ganz zu werden – oder heimisch zu sein –, die ihm gebührende Aufmerksamkeit erhält. Die Frage nach der Heimat ist also im Wesentlichen die Frage nach dem Selbst in seiner Beziehung zu dem, was über alles hinausgeht. Sie hat wenig mit Besitz zu tun, sondern viel mit dem menschlichen

Streben nach Ganzheit, nach etwas, das der Mensch immer sucht, aber nie ganz erreicht. Ist Heimat also dort, wo man alle Bindungen loslässt, wie Abraham, der sein Zelt verlassen musste, um die Sterne zu betrachten und die Stimme Gottes zu hören?

Um Theologie zu studieren, zog ich dann nach Beirut im Libanon. In Beirut hatte ich alles, was ich brauchte. Die „Near East School of Theology“ (NEST), wo ich studierte, war mein Zuhause, und das Meer lag ganz in der Nähe. Was hätte man sich noch mehr wünschen können? So liebte ich Beirut, und mir scheint, dass ich Beirut mehr liebte als Aleppo, vielleicht wegen des Meeres, wegen des weiten, offenen Horizonts, der das Leben eines Menschen entfalten ließ. Denn das Meer lässt den Menschen darüber nachdenken, was jenseits des sichtbaren Horizonts liegt. Hier kommt eine weitere Bedeutung von Heimat zum Tragen. Wir Menschen sind in jenem Geheimnis zu Hause, das wir Gott nennen und das jenseits jedes Horizonts liegt. Heimat ist daher in der Öffnung des Selbst zu dem zu finden, was an sich Offenheit und offen ist, was uns von allen Seiten umgibt.

„Wir Menschen sind in jenem Geheimnis zu Hause, das wir Gott nennen und das jenseits jedes Horizonts liegt.“

Für weitere theologische Forschungen reiste ich dann nach Heidelberg. Bei Spaziergängen durch die Stadt beobachtete ich die Gesichter der Menschen und kam zu der Erkenntnis, dass Menschen im Grunde genommen ähnlich sind, auch wenn sie, je nach Ort, Zeit und Kultur, anders ticken. Und doch war mir ein weiterer Unterschied bewusst. An einem Ort wird das Leben der Menschen geschützt, an einem anderen scheint es wertlos zu sein, als ob dort alles erlaubt wäre, alles zulässig. Dies brachte mich zu einem weiteren Verständnis von Heimat. Heimat kann dadurch entstehen, dass der Mensch auf andere zugeht, sie aufnimmt und ihnen Raum schafft, denn erst durch die Begegnung mit einem Anderen tritt der Mensch aus sich selbst heraus, ins Offene, wo Heimat ist. Man könnte auch sagen, dass der Mensch durch Fürsorge auf dem Weg zur Ganzheit ist; die Fürsorge dafür, dass jeder eine Heimat hat.



Ein Mensch ist dann überall ein Mensch, ein Baum ist überall ein Baum, und der fließende Neckar erinnerte mich an die Wasserfontänen von Aleppo und die Wellen des Mittelmeers. So kam ich zu dem Schluss, dass ich für eine Heimat den Baum, den Fluss und die Menschen brauche, aber auch dieses zwiespältige Gefühl, heimisch zu sein, so vertraut und doch ein Gast, zum aufzubrechen bereit.

*Dr. Sylvie Avakian
ist Pfarrerin der Evangelischen Kirchengemeinde
in Stuttgart-Heslach.*

NUR EIN PAAR FEHLENDE SCHRAUBEN

Es war ein sonniger Morgen. Auf dem Flughafen herrschte reges Treiben – hin- und hereilende Passagiere, hallende Lautsprecherdurchsagen und das Dröhnen der Flugzeuge im Hintergrund. Ich ging über das Rollfeld in Richtung des Flugzeugs, das mich zu meinem Ziel bringen sollte.

Da fiel mir etwas Ungewöhnliches ins Auge. Direkt neben der Tragfläche des Flugzeugs sah ich einen Mann auf einer hohen Leiter. Er trug eine Uniform mit dem Logo der Airline. Vorsichtig entfernte er Schrauben von der Tragfläche des Flugzeugs und steckte sie in einen Stoffbeutel.

Erschrocken lief ich zu ihm und fragte: „Was machen Sie da?“

Der Mann schaute lächelnd zu mir herab: „Ich arbeite für die Fluglinie. Sie hat herausgefunden, dass wir mit dem Verkauf jeder Schraube 100 Rupien verdienen können. Das ist Teil einer neuen Einnahmestrategie.“

Ich starrte ihn ungläubig an. „Aber wird dadurch nicht die Tragfläche des Flugzeugs beschädigt?“ fragte ich. Er winkte ab: „Oh, keine Sorge. Die Hersteller haben diese Tragflächen stark genug gemacht, um ein paar fehlende Schrauben zu verkraften. Ich habe das schon oft getan. Es ist noch nie etwas passiert. Das Flugzeug fliegt einwandfrei. Außerdem braucht die Fluglinie Geld für Entwicklungsprojekte, und ich bekomme 50 Rupien Provision pro Schraube. Das ist eine Win-Win-Situation!“

Ich blinzelte und wusste nicht, ob ich lachen, weinen oder den Sicherheitsdienst rufen sollte. „Sind Sie verrückt?“ Meine Stimme bebte. Der Mann kicherte. „Entspannen Sie sich. Ich

weiß, was ich tue. Außerdem reise ich mit demselben Flug wie Sie. Das sollte Ihnen die Gewissheit geben, dass alles in Ordnung sein wird!“

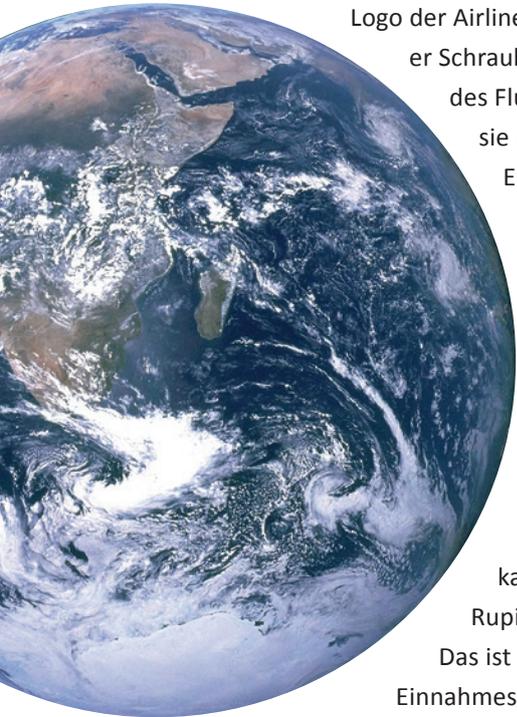
Zugegeben – diese Geschichte ist erfunden. Sie hat sich in Wirklichkeit so nicht zugetragen. Aber wahr ist sie trotzdem. Denn hier geht es eigentlich nicht um ein Flugzeug. Es geht um unsere Heimat, den Planeten Erde. Wir alle sind Passagiere in diesem blaugrünen Flugzeug, das durch den Weltraum rast. Und doch gibt es Menschen – Regierende, Bürokraten, Wirtschaftsmagnaten, Bauunternehmer – die aus diesem Flugzeug täglich die Schrauben herausdrehen.

Keine Metallschrauben, sondern die Schrauben des Lebens – die wertvollen Elemente, die die Erde zusammenhalten: Wälder werden für kurzfristigen Profit gerodet. Flüsse werden im Namen des Fortschritts vergiftet. Arten werden lautlos ausgerottet, ihre Lebensräume zerstört. Jede verlorene Art, jeder gefällte Baum, jedes zerstörte Ökosystem ist wie eine Schraube an der Tragfläche dieses großen Flugzeugs.

Die biologische Vielfalt ist kein Beiwerk – sie ist unverzichtbar. So wie jede Schraube in einem Flugzeug einen Zweck hat, spielt jedes Lebewesen auf diesem Planeten eine Rolle bei der Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts. Wenn zu viele Schrauben entfernt werden, ist eine Katastrophe nicht nur möglich, sondern unvermeidlich.

Und anders als in der obigen Geschichte können wir nicht die Fluglinie wechseln. Es gibt keine alternative Route. Wir sind alle gemeinsam unterwegs. Es ist an der Zeit, dass wir diejenigen stoppen, die gierig und achtlos die Schrauben entfernen. Es ist an der Zeit, dass wir aufstehen, unsere Stimme erheben und die Artenvielfalt, die alles Leben erhält, schützen. Nicht nur für die Erde, sondern für uns selbst, unsere Kinder und alle Lebewesen, die mit uns auf dieser Reise sind.

Prof. Dr. Mathew Koshy Punnackadu ist Leiter des Fachbereichs Ökologie der Kirche von Südindien (CSI).



EMS VERNETZT SICH AUF INSTAGRAM

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) hat ihren Social-Media-Auftritt erweitert und ist jetzt auch auf Instagram vertreten. Der neue Account bringt Entwicklungsprojekte, Bildungsinitiativen und Aktionen zur Friedensförderung sowie Nachrichten aus Kirche, Mission und Theologie direkt in den Feed.

Mit Instagram macht die EMS-Gemeinschaft ihre Arbeit noch transparenter und stärkt den Austausch innerhalb ihres internationalen Netzwerks. Die beliebte Online-Plattform bietet eine perfekte Bühne, um Menschen über Kontinente hinweg zu verbinden und den interkulturellen Dialog zu fördern. Gleichzeitig ermöglicht sie den direkten Zugang zu inspirierenden Geschichten und Projekten aus aller Welt. Entdecken Sie die Herausforderungen und Erfolge der EMS-Mitgliedskirchen weltweit – von der Algenproduktion in Indonesien bis zu den „Peacemakers“

in Ghana, lebendig erzählt in kurzen Videos, Fotostrecken und inspirierenden Alltagsgeschichten. Werfen Sie einen Blick auf die ökumenische Freiwilligenarbeit der EMS und entdecken Sie, wie kinderfreundliche Kirche in verschiedenen Teilen der Welt gestaltet wird. Persönliche Einblicke zeigen, wie gelebte Solidarität vor Ort aussieht – authentisch, überwiegend auf Englisch und immer smartphonefreundlich. Werden auch Sie Teil der Community: Alle, die sich für Gerechtigkeit, Frieden und globale Partnerschaft im kirchlichen Kontext interessieren, sind ein-



geladen, dem Account [instagram.com/missioninsolidarity](https://www.instagram.com/missioninsolidarity) zu folgen und mitzudiskutieren.

Carolyn Spies



EMSO AUF DEM KIRCHENTAG

Emso, die Identifikationsfigur des EMS-Kinderprogramms, begeisterte auch als Walk-Act auf dem Kirchentag in Hannover.

YOU & ME: FRIENDS AROUND THE WORLD ist das Bildungsprogramm der EMS für Kinder im Kindergottesdienst und in der Grundschule. Emso, der Elefant, und Pipit, der kleine Spatz, begleiten die Kinder weltweit auf ihren Lernreisen. Auf dem 39. Deutschen Evangelischen Kirchentag musste Emso allerdings auf seinen Freund Pipit verzichten. Allein blieb er trotzdem nicht. Wie man sieht, hat er auf dem „Markt



der Möglichkeiten“ viele Freundinnen und Freunde getroffen.

Dr. Dieter Heidtmann

[ems-online.org/mitmachen/kinderprogramm](https://www.ems-online.org/mitmachen/kinderprogramm)



EMS-FRAUENNETZWERK: NEUE PERSPEKTIVEN ERÖFFNEN

Welche Strategien, Ressourcen oder Aktivitäten wirken sich positiv auf die Förderung von Frauen in der Gemeinde oder Kirche aus? Und wo wünschen sich Frauen mehr Anstrengungen zur Umsetzung und Beschleunigung solcher Maßnahmen? Anlässlich des Internationalen Frauentages am 8. März 2025 hat das EMS-Frauen Netzwerk seine Mitglieder dazu befragt. Die Antworten waren sehr ermutigend.



So berichtet die Theologin Finarsi Lumentut aus ihrer Lehrtätigkeit an der Christlichen Universität in Tomohon (Indonesien): „Wir haben feministische Theologie in unseren Lehrplan integriert und wollen damit Frauen und Männer befähigen, die Heilige Schrift aus einer geschlechtergerechten Perspektive zu interpretieren. In der Auseinandersetzung mit biblischen Figuren wie Rebekka lernen die Studierenden, patriarchale Narrative kritisch zu hinterfragen. Gleichzeitig ist es uns wichtig, die theologische Integrität, die ursprüngliche Aussage des biblischen Textes nicht zu verfälschen und dessen Sinn zu bewahren. Ein solcher Ansatz bringt neue Perspektiven in die kirchliche Arbeit und kann sich positiv auf die verschiedensten Bereiche des kirchlichen Lebens auswirken.“

Immer wieder wurde von den Mitgliedern des internationalen Frauennetzwerks gefordert, dass Frauen in den

Kirchenleitungen stärker vertreten sein sollten. Noch größere Anstrengungen als bisher müssten unternommen werden, um systemische Barrieren und Vorurteile abzubauen, mit denen Frauen innerhalb und außerhalb der Kirche konfrontiert seien. Es wurde auch betont, wie wichtig es sei, dass die Kirchen ein offenes Ohr für das hätten, was EMS-Präsidiumsmitglied Junita „ihre Geschichten“ nannte. Eine der Strategien, die sich positiv auf das Empowerment von Frauen auswirke, so Junita, sei der Austausch persönlicher Geschichten mit biografischem Bezug – insbesondere beim Bibelstudium: „Solche Geschichten offenbaren oft eine tiefe spirituelle Verbindung der Frauen zu sich selbst, zu ihrem Körper, zu ihrer Gebärmutter, zu ihrem Schmerz und ihrer Freude in Bezug auf Gott. Der Weg jeder Frau ist einzigartig und manchmal schmerzhaft, aber immer sinnvoll.“

Jasmine Alley von der Kirche von Südindien (CSI) bekräftigte die Bedeutung des wertfreien Zuhörens: „Es ist ein erster Schritt, um Frauen zu helfen, sich wohlfühlen, wenn sie über ihre Bedürfnisse sprechen“ – damit die Kirche darauf reagieren und ihre Mission als Haus Gottes, als Zuhause für alle Menschen Gottes, fortsetzen kann.

Eleanor McCormick

ÖFP: ERFOLGREICHE ZERTIFIZIERUNG

Bereits zum fünften Mal in Folge wurde das Ökumenische Freiwilligen-Programm (ÖFP) mit dem Quifd-Siegel ausgezeichnet. Das neue Siegel ist bis Juli 2027 gültig und bestätigt die Einhaltung genau definierter Qualitätsstandards im Freiwilligendienst.

Zum ersten Mal wurde bei der Zertifizierung auch das Süd-Nord-Programm mitberücksichtigt. Zwei Gutachter*innen kamen Anfang Oktober 2024 in die EMS-Geschäftsstelle nach Stuttgart, um über die Entwicklungen im Ökumenischen Freiwilligenprogramm zu sprechen. Es fanden dabei auch Gespräche mit ehemaligen Freiwilligen statt. So berichtete eine deutsche Freiwillige von ihrem Einsatz beim Asian Rural Institute in Japan und eine südafrikanische Freiwillige erzählte von ihrem Freiwilligendienst im Familienzentrum Schillerstraße in Heilbronn. Beide Gespräche verliefen sehr gut und konnten den Gutachter*innen einen unverfälschten Blick auf den Freiwilligendienst geben. Eleanor McCormick, als Leiterin der Abteilung Programme und Netzwerke auch für das ÖFP zuständig, lobte ihr Team für die Zeit und Energie, die es in die Bewerbung um das Quifd-Siegel investiert hat.

Melanie Tews



MITGEFÜHL UND MENSCHLICHKEIT

GESUNDHEITSARBEIT IN GHANA UND SÜDAFRIKA

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) setzt sich für die medizinische Versorgung Bedürftiger in Ghana und den Kampf gegen Aids in Südafrika ein – gerade auch in schwieriger werdenden Zeiten.

Die aktuelle Weltlage ist geprägt von wachsender Unsicherheit und wirtschaftlichen Krisen. Der politische Wille, sich international für Menschen in Not einzusetzen, schwindet zunehmend. Solidarität findet, wenn überhaupt, oft nur noch innerhalb nationaler Grenzen statt. Viele Länder kürzen ihre Budgets für Entwicklungszusammenarbeit. So hat die neue

US-Regierung beschlossen, ihre Hilfsorganisation USAID vollständig aufzulösen. Für viele Menschen in Afrika, die mit HIV infiziert oder an Aids erkrankt sind, hat dies katastrophale Konsequenzen: Bislang hat USAID in vielen Ländern dafür gesorgt, dass Betroffene Zugang zu lebensrettenden Medikamenten bekommen. ▶▶



Das „Masangane“-Programm ermöglicht HIV-positiven Menschen eine Therapie mit antiretroviralen Medikamenten.



Frauen im Wartebereich eines Krankenhauses in Ghana.



Arzt am Presbyterian Hospital in Agogo, Ghana.

In den letzten Jahrzehnten sind weltweit enorme Fortschritte im Kampf gegen Aids gemacht worden. Das steht nun auf dem Spiel: In Südafrika beispielsweise herrscht große Unsicherheit über die künftige Versorgung der 5,9 Millionen Infizierten, die derzeit eine antiretrovirale Therapie erhalten. „Ohne internationale Hilfe könnte sich die Zahl der HIV-Neuinfektionen bis 2029 auf 8,7 Millionen mehr als versechsfachen. Die Zahl der Aids-Toten dürfte sich auf 6,3 Millionen verzehnfachen“, befürchtet Winnie Byanyima, Exekutivdirektorin der UN-Organisation UNAIDS.

SÜDAFRIKA: HILFE MIT OFFENEN ARMEN

„Masangane“ heißt „umarmen“. Und genau das tut das gleichnamige Hilfsprogramm der Moravian Church in South Africa (MCSA): Es kümmert sich um Menschen, die sonst niemanden mehr haben. Menschen mit HIV oder AIDS – darunter viele junge Mütter, junge Erwachsene und Kinder. In Südafrika leben eine Million AIDS-Waisen und mehr als sieben Millionen Menschen mit dem HI-Virus. Stigmatisierung, Armut und Perspektivlosigkeit gehören zu ihrem Alltag. Doch Masangane stellt sich dem entgegen – mit offenen Armen.

Das Programm unterstützt die Betroffenen ganzheitlich: durch HIV-Tests und antiretrovirale Medikamente, Beratung, seelsorgerische Begleitung, finanzielle Hilfen, Bildungsangebote und Hilfe zur Selbsthilfe. Es schafft Räume, in denen Würde wieder wachsen kann. Räume, in denen aus Angst

Vertrauen wird – und aus Ausgrenzung Teilhabe. Gerade für viele junge Menschen ist Masangane ein echter Wendepunkt: der Schritt zurück ins Arbeitsleben, der Zugang zu Medikamenten, das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

GHANA: „POOR AND SICK FUND“

Eine schwere Krankheit bedeutet für viele Familien in Ghana nicht nur großes Leid, sondern auch ein finanzielles Risiko. Medikamente sind teuer, die nächste Gesundheitsstation ist oft weit entfernt – und ohne Geld bleibt die Tür zur Klinik verschlossen. Eine Krankenversicherung ist für viele arme Menschen in Ghana unbezahlbar. So kommt es häufig zu schweren Krankheitsverläufen oder Todesfällen, die durch rechtzeitige Behandlung hätten vermieden werden können.

Die Presbyterianische Kirche in Ghana (PCG), seit vielen Jahren Mitglied der EMS, kämpft gegen diesen Missstand an. Über fünf Distriktkrankenhäuser, Dutzende Gesundheitsstationen und zwei Krankenpflegeschulen erreicht sie jährlich Tausende von Kindern und Erwachsenen. Besonders wichtig ist der „Poor and Sick Fund“, ein kirchlicher Hilfsfonds, der die Behandlungskosten für Menschen ohne Krankenversicherung übernimmt. „Diese Einrichtungen stehen ganz auf der Seite der Armen und Benachteiligten“, sagt Dr. Theresa Rettig, Kinderärztin am Presbyterian Hospital in Agogo. Ihr Engagement gilt denen, die sonst keine Chance hätten – weil Gesundheit hier keine Selbstverständlichkeit ist.

NIEMANDEN ZURÜCKLASSEN

Der Zugang zu medizinischer Versorgung ist eine Menschenrechtsfrage. Wenn reine Interessenpolitik an die Stelle von Mitgefühl und Nächstenliebe tritt, ist die Solidarität Aller gefragt. Die EMS-Gemeinschaft ist bereit, sich dieser Herausforderung zu stellen. Aber sie kann die Aufgabe nicht allein bewältigen. Nur mit finanzieller Unterstützung können Angebote wie der „Poor and Sick Fund“ in Ghana oder das „Masangane“-Programm in Südafrika erhalten bleiben.

Leben retten – das beginnt mit einer Entscheidung. Mit der Entscheidung, nicht wegzuschauen, sondern zu sagen: „Ich lasse niemanden zurück.“ Die Menschen in Ghana und Südafrika vertrauen darauf, dass dies kein leeres Versprechen bleibt. Wir sind uns unserer Verantwortung bewusst und werden alles tun, um gemeinsam die entstandene Lücke zu schließen. Ob 20, 50 oder 100 Euro – jede Spende ist ein Zeichen der Hoffnung. Jede Spende trägt dazu bei, die Welt wieder ein wenig wärmer und menschlicher zu machen.

Team Fundraising

Spendenkonto: EMS

Evangelische Bank eG

IBAN DE85 5206 0410 0000 0001 24

BIC GENODEF1EK1

Ghana: Gesundheitsarbeit

Südafrika: Masangane



ems-online.org/unterstuetzen/suedafrika-masangane



ems-online.org/unterstuetzen/ghana-gesundheitsarbeit

Evangelische Mission
in Solidarität

NEWSLETTER
Abonnieren Sie unseren Newsletter

ems-online.org/newsletter

EMS-PROJEKTARBEIT: GEMEINSAM MEHR BEWEGEN

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) investiert erneut mehr als 3 Millionen Euro in ihre Projektarbeit – und verbessert so die Lebensbedingungen vieler Menschen weltweit.

Für den Förderzeitraum 2025 und 2026 hat die internationale EMS-Gemeinschaft eine Fördersumme von 3,04 Millionen Euro beschlossen. Der Betrag bewegt sich damit auf dem Niveau der Vorjahre. Die Mittel fließen in Projekte, deren Förderung von den einzelnen EMS-Mitgliedern im Jahr 2023 beantragt und vom EMS-Missionsrat im Jahr 2024 bewilligt wurden. Rund die Hälfte der Mittel wird für Aus- und Weiterbildung eingesetzt. Etwas mehr als ein Drittel kommt diakonischen Projekten sowie der Armutsbekämpfung zugute. Zehn Prozent werden in Projekte für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung investiert, sieben Prozent in Projekte zur Verbreitung des Evangeliums. Insgesamt werden 47 Projekte unterstützt.

Nachhaltigkeit wird bei vielen Projekten großgeschrieben: So lernen Landarbeiter*innen in der Küstenregion Labakkang (Indonesien) im Projekt „Algen gegen Armut“, wie sie den Zugang zum Meer für den Algenanbau nutzen können. Der

Rohstoff der Zukunft wächst nach, bindet große Mengen CO₂ und ist vielseitig einsetzbar: vom Superfood bis zum Biokunststoff. „Mit der Algenzucht verbessern die Projektteilnehmer*innen nicht nur ihre Einkommenssituation, sie leisten auch einen Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung und zum sozialen Miteinander. Denn das Projekt ist bewusst interreligiös angelegt und bringt Muslim*innen und Christ*innen im gemeinsamen Lernen und Arbeiten zusammen“, sagt Christine Grötzinger, die in der EMS-Geschäftsstelle in Stuttgart die internationalen Projekte koordiniert.

Die Kirche von Nordindien (CNI) ist seit etwa zwei Jahren Vollmitglied der EMS und nimmt 2025/26 zum ersten Mal an der Projektförderung teil. Sie kann mit Unterstützung der EMS-Gemeinschaft den Menschen in abgelegenen Dörfern im Bundesstaat Punjab eine medizinische Grundversorgung anbieten (s. Foto). In der Region leben vor allem Dalits, eine marginalisierte Bevölkerungsgruppe, die außerhalb des indischen Kastensystems steht.

In Südafrika, einem Land mit hoher Jugendarbeitslosigkeit, baut die Evangelische Brüder-Unität (MCSA) ein landesweites Jugendpastorat auf. Ziel ist es, dass alle jungen Leute im Land eine kirchliche Ansprechperson in ihrer Nähe haben, die sie bei den Herausforderungen rund um Arbeit, Gesundheit und Identität unterstützt.

Durch die Projektarbeit werden die Lebensbedingungen vieler Menschen weltweit verbessert. Dies ist möglich, weil einerseits Spender*innen die Arbeit der EMS unterstützen und andererseits die Mitglieder in der EMS partnerschaftlich zusammenarbeiten. Sie hören aufeinander. Sie helfen einander und sie bündeln ihr Engagement, um sich gemeinsam für Frieden, Solidarität und gute Lebensbedingungen für möglichst viele Menschen einzusetzen. Sie teilen die Überzeugung: Gemeinsam sind wir stärker als allein.

Benjamin Helmschrott



Ambulanter Gesundheitsdienst der Kirche von Nordindien (CNI).

NEUES PRÄSIDIUM GEWÄHLT

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) hat auf ihrer Vollversammlung in Freiburg ein neues Präsidium gewählt. Außerdem stimmten die rund 50 Delegierten über richtungsweisende Satzungsänderungen ab.

Pfarrerin Anne Heitmann wurde bei der Tagung einstimmig zur neuen Präsidentin gewählt. Die 57-jährige Theologin leitet die Abteilung „Ökumene und Kirche weltweit“ der Evangelischen Landeskirche in Baden (EKIBA). Seit 2014 gehört sie dem Missionsrat der EMS an und war in den vergangenen zwei Jahren stellvertretende Vorsitzende im Präsidium.

„In einer Zeit, in der die Welt jeden Tag tiefer gespalten und stärker polarisiert wird, ist die EMS der beste Ort, um zusammen einen Unterschied zu machen. Wir stehen zusammen, wir handeln zusammen für Gerechtigkeit und Frieden. Und wir hören miteinander auf das Wort Gottes, das uns die Hoffnung nicht verlieren lässt“, so Anne Heitmann. Als Präsidentin will sie sich dafür einsetzen, dass die Internationalisierung der EMS weiter gestärkt wird und auch die Stimmen von jungen Menschen und Frauen ausreichend Gehör finden. Anne Heitmann folgt als Präsidentin auf Pfarrer Dr. Detlev Knoche, der aus Altersgründen nicht mehr kandidierte.

Zum stellvertretenden Vorsitzenden wurde Pfarrer Markus Jäckle gewählt. Der Oberkirchenrat der Evangelischen Kirche der Pfalz ist Leiter des Dezernats „Diakonie und Ökumene“.



Andrew J. Odjawa, Anne Heitmann,
Junita, Markus Jäckle (v.l.n.r).

Ebenfalls zum Stellvertreter wurde Pfarrer Andrew Jackson Odjawa gewählt. Er ist Direktor der Abteilung „Ökumene und Internationale Beziehungen“ der Presbyterianischen Kirche in Ghana (PCG). Als weitere Stellvertreterin wählten die Delegierten Pfarrerin Junita von der indonesischen Toraja-Kirche (GT) in das Präsidium.

Damit besteht das EMS-Präsidium erstmals aus vier Mitgliedern. Bisher waren es drei gewesen. Möglich wurde dies durch eine zuvor beschlossene Änderung der EMS-Statuten. Ziel dieser Änderung ist es, dass das Präsidium in seiner Zusammensetzung die internationale Gemeinschaft besser abbildet. Weitere Satzungsänderungen, die das Gremium beschloss, haben zum Ziel, dass künftig mehr Frauen und jüngere EMS-Mitglieder in den Gremien vertreten sind. Die Vollversammlung trifft sich alle zwei Jahre. Sie ist das wichtigste Organ der EMS. Hier entscheiden sich die inhaltliche Ausrichtung der Gemeinschaft und ihre langfristige Strategie.

Benjamin Helmschrott

IMPRESSUM EMS Einblick 44. Jahrgang
Zeitschrift der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS)
Herausgeber: Dr. Dieter Heidtmann (Vogelsangstr. 62, 70197 Stuttgart)

Redaktion: International EMS Communicators' Network
Redaktionsleitung: Stefan Schaal; **Verantw. Redakteur i.S. des Baden-Württembergischen Pressegesetzes:** Dr. Dieter Heidtmann
Redaktionsadresse: Evangelische Mission in Solidarität, Vogelsangstr. 62, 70197 Stuttgart; Tel: 0711 636 78 -0, Mail: info@ems-online.org

Auflage: 3400; **Vertrieb:** vertrieb@ems-online.org
Druck: MHD Druck und Service, 29320 Hermannsburg
Grafik: Evangelisches Medienhaus Stuttgart

Spendenkonto: EMS, Evangelische Bank eG
IBAN DE85 5206 0410 0000 0001 24, BIC GENODEF1EK1

Bildnachweise: Titel: EMS/Lohnes; S. 2: EMS/Waiblinger; S. 3: EMS/Lohnes; S. 4: Unsplash/Chaudhary; S. 5: EMS/Lohnes; S. 6: EMS/Heidtmann; S. 7: EMS/Lohnes; S. 8: EMS/Lohnes; S. 9: Deutsche Waldenservereinigung; S. 11: EMS/Reimold; S. 13: Avakian; S. 14: NASA; S. 15: EMS (2); S. 16: Lumentut, Quifd; S. 17: MCSA; S. 18: EMS/Edwards-Raudonat (2); S. 19: EMS/Lohnes; S. 20: CNI; S. 21: EMS/Reimold; S. 22: EMS/Krüger, Jung; S. 23: EMS/Schaal; S. 24: EMS/Lohnes

EMS Einblick erscheint zwei Mal jährlich. Der Bezug ist kostenlos.
ISSN 1611-1729

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor*innen und nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Nachdruck – auch auszugsweise – und Reproduktion nur mit Genehmigung des Herausgebers.



BMDZ

ZWISCHEN KAMERUN UND STUTT GART

Alfred Moto-poh war 17 Jahre lang Gemeindepfarrer in Kamerun. Seit letztem Oktober lebt er in Ludwigsburg und arbeitet in Stuttgart für die Basler Mission – Deutscher Zweig (BMDZ) als Bildungs- und Partnerschaftsreferent.

Er vermisst die Gemeinschaft, die Verbindungen, die Menschen, die ihn in Kamerun umgaben: „Dieses Zusammenleben gibt Freude, wir unterstützen einander bei glücklichen Dingen oder wenn jemand stirbt. Diese unmittelbare Nähe fehlt mir hier in Deutschland.“ Auch die Arbeit sei anders. Er müsse acht Stunden am Tag im Büro sein. „In Kamerun haben wir keinen Feierabend und keine Sprechstunde.“ Man sei 24 Stunden da. Es sei schwierig, Urlaub zu nehmen. „In der Praxis kann man die Gemeinde nicht zwei Wochen allein lassen.“ In Deutschland schätzt er es, dass man besser verdient als zuhause. So könne er auch seine Familie in Kamerun unterstützen. „Das Leben hier ist schön, und es gibt nette Leute.“ Letzteres, vermutet er, hänge vermutlich damit zusammen,

dass eher christliche Menschen um ihn herum sind.

Das spirituelle Leben hierzulande sei ganz anders als in Kamerun, wo die Gottesdienste lang sind und die Abkündigungen manchmal über eine Stunde dauern: „Dort sind die Kirchen voll. Ich hatte eine Gemeinde mit 4.000 Menschen. Manchmal waren davon 2.000 im Gottesdienst.“ Er habe den Eindruck, dass man in Deutschland denkt, Religion sei Privatsache. Auch Pfarrerinnen und Pfarrer untereinander würden sich anders begegnen. „Hier gibt es Pfarrer, die in der gleichen Kirche arbeiten und sich nicht kennen. Das ist mir fremd.“ Was ihm in Deutschland gut gefällt und er sich auch für Kamerun wünschen würde, ist das Zusammenleben von katholischen und protestantischen Menschen, etwa die gemeinsamen Chöre. Er habe schon in drei katholischen Kirchen gepredigt. In Kamerun sei das quasi unmöglich.

Alfred Moto-poh ist Witwer. Im März reiste er nach Kamerun, auch um seine drei Kinder zu sehen, die noch zur Schule gehen. Wegen der unsicheren Lage im Land besuchen sie ein Internat in der Hauptstadt. Es gebe viel Gewalt. „Wir hoffen, dass das Leben besser wird.“ Vier junge Erwachsene, die zum Teil ihr Studium beendet haben, gehören ebenfalls zu seiner Familie. Er sorgt sich um die junge Generation in Kamerun: „Es ist nicht einfach für die jungen Menschen einen Job zu finden, deshalb machen sich viele auf den Weg nach Europa.“

Wiltrud Rösch-Metzler



DOAM

WURZELN UND ECHO

Daniel Cham Jung ist Pfarrer und Religionspädagoge im Kirchenkreis Schwelm, Westfalen. Als Koreaner der zweiten Generation in Deutschland führt er ein Leben zwischen zwei Welten.

Wenn ich heute als Pfarrer in der Evangelischen Kirche von Westfalen predige, klingt meine Stimme nicht nur deutsch, sondern trägt immer auch ein Echo meiner koreanischen Wurzeln in sich. Ich wurde 1984 in Castrop-Rauxel geboren, doch meine Geschichte begann schon viel früher in den Kirchen Koreas: Mein Großvater war methodistischer Pastor, mein Vater folgte seinem Beispiel, nachdem er zunächst als Bergmann nach Deutschland gekommen war. Meine Mutter, 1967 als Krankenschwester gekommen, fand wie mein Vater Halt in der koreanischen Gemeinde.

So wuchs ich zwischen zwei Welten auf: Die koreanische Gemeinde war wie eine zweite Familie, eine Heimat, die uns fehlte, weil unsere Verwandten weit entfernt in Korea lebten. Sie war

der Ort, an dem ich mich erstmals mit Fragen beschäftigte, die mich bis heute prägen: Wo komme ich her, und wo gehöre ich hin? Die deutschen Gemeinden, u.a. die in Dortmund-Lütgendortmund, in der ich konfirmiert wurde, ergänzten meine Identität um eine weitere Dimension. Sie gaben mir eine geistliche Heimat in einer Sprache, in der ich bis heute meine Gedanken am klarsten ausdrücken kann.

Meine persönliche Suche führte mich 2012 schließlich nach Korea, ins Auslandsvikariat beim Nationalen Kirchenrat (KNCC) in Seoul. Dort traf ich auf die Deutsche Ostasienmission (DOAM) und ihre prägenden Gestalten wie Lutz Drescher und Paul Schneiss. Während in Busan die Generalversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖKR) vorbereitet wurde, erlebte ich hautnah, wie politisches Engagement und christlicher Glaube ineinandergreifen. In diesem Jahr verstand ich besser, was meine Eltern geformt hatte, die in der Demokratiebewegung aktiv waren – und was nun auch mich prägt.

Heute arbeite ich bewusst in der Landeskirche, weil ich darin eine Weite erlebe, die mir entspricht. Gleichzeitig trage ich die Intensität koreanischer Frömmigkeit in mir, geprägt von Gemeinschaft, Beziehung und lebendigem Glauben. Beide Traditionen miteinander zu verbinden, sehe ich als meinen Auftrag – damit Dialog entsteht, Gemeinschaft wächst und Menschen sich in ihrem Glauben gegenseitig Inspiration schenken können.

Daniel Cham Jung



BUNDESPRÄSIDENT STEINMEIER AM EVS-STAND

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier besuchte am Donnerstag, 1. Mai den Stand des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover.

Frank-Walter Steinmeier informierte sich über die Arbeit der Schneller-Schulen im Libanon und in Jordanien sowie über die Friedensarbeit der EMS-Mitgliedskirchen in der Region. Die Nationale Evangelische Kirche in Beirut und die Bischöfliche Kirche in Jerusalem und dem Mittleren Osten sind heute die Trägerinnen der Schneller-Schulen im Libanon und in Jordanien. Die Bischöfliche Kirche in Jerusalem ist aber auch Trägerin des Ahli-Arab-Krankenhauses im Gaza-Streifen, das bis Ostern eines der letzten funktionierenden medizinischen Zentren im Gaza-Streifen war.

Der Bundespräsident, der zwei Wochen später auf Einladung des israelischen Staatspräsidenten Jitzchak Herzog nach Israel reiste, würdigte das Engagement der Christen in der Region für Frieden und Versöhnung. Frank-Walter Steinmeier, der mit der Region seit vielen Jahrzehnten in besonderer Weise verbunden ist, will sich auch weiterhin für

einen möglichst schnellen Frieden im Nahen Osten und den Schutz der Menschen einsetzen.

Der 39. Deutsche Evangelische Kirchentag fand vom 30. April bis 4. Mai 2025 in Hannover statt. Er stand unter dem Motto „Mutig – stark – beherzt“. Mehr als 80.000 Menschen nahmen daran teil. Die Verteidigung der Demokratie war eines der zentralen Themen des Kirchentags.

Dr. Dieter Heidtmann

DER HEIMATLOSE JESUS

Lied aus Indien

Gott, der als Mensch zu uns kam, um zu retten und zu erlösen,
lebte ohne Besitz und mit freigiebigem Herzen.

1. Das Brot und die Fische, mit denen er die Menge sättigte, waren nicht sein Eigentum.
Das Boot, in dem er über den See fuhr, um zu predigen und zu heilen, war nicht sein Eigentum.
2. Der Esel, auf dem er in Jerusalem einzog, war nicht sein Eigentum.
Der Raum in der Herberge, in dem er das Brot brach, war nicht sein Eigentum.
3. Das Kreuz und die Dornenkrone, die er trug, waren nicht sein Eigentum.
Das Grab, in dem er lag, war nicht sein Eigentum und musste ihn wieder freigeben.

Tamilischer Originaltext von Rev. Prof. Dr. CRW. David.

*Der verstorbene Professor Dr. CRW. David war Dozent der Abteilung für Kommunikation
am Theologischen Seminar von Tamil Nadu, Arasarady, Madurai.*

இந்தப் புவி மீட்க வந்த பரமனுக்கு
சொந்தம் நம் நெஞ்சமன்றோ

1 பசியுற்ற கூட்டம் புசித்திட ஈந்த
ருசிமிக்க மீன் அப்பம் இரவல்
பெருகிய கூட்டம் நெருங்கிய போது அமர்ந்திட்ட படகுமே இரவல்

2 மறை நிறைவேற எருசலேம் பவனி
புறப்பட்ட கழுதையும் இரவல்.
விருந்தினைக் கூடி அருந்திய போது இருந்த மேலறையுமே இரவல்.

3 அறையுண்ட சிலுவை அணிந்த முள்முடியும் அரசளித்த பரிசும் இரவல்
திரு உடலினையே சுருட்டின துணியும் இடு குழி கல்லறையும் இரவல்